Nr. 653. 42. Jahrgang.

Ausgabe für Berlin und Umgegend.
Abend-Ausgabe.

Mittwoch, 24. Dezember 1913

Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Mehr Staatskunde!

Wollte man unsere jüngsten Leutnants unvorbereitet vor die staatsrechtliche Frage stellen, ob der deutsche Kaiser zur Kriegserklärung befugt sei, man würde vermutlich nicht allzuviel richtige Antworten erhalten. Auf die Belehrung aber, daß der Kaiser den Krieg erklären dürfe nur in Ausführung eines Beschlusses der verbündeten Regierungen, würde mehr als einer vielleicht, frei nach Jagow, forsch und schneidig antworten: dieser Zustand bedürfe schleuniger Aenderung. Ist doch Traugott v. Jagow ein Beispiel dafür, zu welch hoher und verantwortlicher Stellung man es im Staate Preußen bringen kann, ohne eine Ahnung davon zu haben, was im Reiche Rechtens ist!

Wie mag sich erst im Kopf eines jungen Leutnants, von der Art des Herrn v. Forstner, das Reich und seine Verfassung malen? Doch etwa so: das Reich ist die Besitzung des deutschen Kaisers, sozusagen ein erweitertes Kadinen. Es könnte höchstens mit der unausstehlichen und höchst überflüssigen Einrichtung des Reichstages und seiner Parteien. Als da sind die Sozialdemokraten — „Rotte von Menschen" — „vaterlandslose Gesellen" — die man unbegreiflicherweise immer noch nicht hat „zusammenschießen" lassen. Dann die Liberalen — die Partei der Leute, mit denen man eigentlich „nicht verkehren kann". Konservative — die „einzig Standesgemäßen". Endlich noch das Zentrum — eine etwas dunkle Angelegenheit, worüber ein armer Leutnant sich lieber nicht den Kopf zerbricht. Das ganze, weitverzweigte Gebiet der Reichsverfassung aber verdichtet sich in den einen, faßlichen Satz: der oberste Kriegsherr ernennt nicht nur die Offiziere, sondern auch den Reichskanzler. Damit ist die Einheit von Heer und Volk „gewährleistet".

Man kann leider nicht bestreiten, daß es in manchen zivilen Köpfen, in bezug auf Wesen und Bau des Reichskörpers, nicht viel klarer aussieht. Der gebildete Deutsche, der wissenschaftliche, literarische oder künstlerische Interessen hat — er hat normalerweise nur eins von den dreien — setzt immer noch einen gewissen Stolz darein, von Politik nichts, „aber auch gar nichts", zu verstehen. Und für die Führer im Erwerbsleben, die „Industriekapitäne", die — wo sich's ums Geschäft handelt — mit regem Geist den Erdball umspannen, erschöpft sich die Politik im „Kampf gegen den Umsturz", was man neuerdings auf den Namen „Schutz der Arbeitswilligen" umgetauft hat. Als das Reich gegründet war, hat sich eben niemand Zeit und Mühe genommen, der Frage nachzugehen, welche Aufgaben daraus für die Erziehung des neuen Geschlechts erwachsen möchten. Mit ein bißchen Geschichtsunterricht im gutgesinnten Stil hielt man die Angelegenheit für abgemacht. Man bedachte nicht, daß man noch keine leistungsfähigen Reichsbürger erzieht, indem man „Patrioten" abrichtet, bei denen wenigstens der innere Mensch stramm steht und dreimal Hurra schreit, sobald er die Farben schwarz-weiß-rot oder eine Helmspitze erblickt. Die staatsbürgerliche — oder besser gesagt, die reichsbürgerliche Erziehung des Geschlechts, das seit 1870 heranwachsen ist, ist erbarmungswürdig vernachlässigt. Und es ist eigentlich ganz und gar kein Wunder, daß, unter sotanen Umständen, die einzelnen Klassen der Reichsbevölkerung einander zeitweise nicht mehr verstehen. Daß es, nach dem bezeichnenden Ausdruck, den der Abgeordnete Fehrenbach in seiner vortrefflichen Rede vom 3. Dezember gebrauchte, von der einen zur anderen herüberschallt, „wie aus einer anderen Welt".

Das war nicht immer so. Einer von den lautesten Rufern im Streit hat kürzlich einen Artikel zum 80. Geburtstage des ehemaligen Kriegsministers Bronsart v. Schellendorf geschrieben, den dieser verdiente Mann, procul negotiis, in ländlicher Stille erlebt hat. Durch den Artikel klang deutlich die Meinung: in Herrn v. Falkenhayn sei diesem zweiten Bronsart endlich der würdige Nachfolger erstanden. Es sollte uns freuen, wenn Herr v. Falkenhayn sich noch dazu entwickelte, bisher aber stimmt der Vergleich noch keineswegs. Herr v. Bronsart war keiner von den ewig Aufgeregten, die am hellichten Tage blutrote Gespenster sehen. Er klebte als Redner im Parlamente nicht an einer Instruktion, die er zur größeren Sicherheit für sich selbst aufgesetzt hätte. Die Furcht zu entgleisen, lag diesem festgefügten Manne fern. Der Gedanke, Bürgerblut vergießen zu müssen, hatte für diesen Kriegsminister, der drei Feldzüge hinter sich hatte, durchaus keinen besonderen Reiz. Nie gefiel er in der Pose des Sozialistentöters. Als im Reichstag einmal vom Schießen die Rede war, wofür damals Freiherr v. Stumm und Genossen schwärmten, rief er der Sozialdemokratie zu: sie möge sich doch nicht einbilden, daß man ihretwegen das Militär bemühen werde, da telephoniere man einfach nach der Feuerwehr. Darüber hat damals der ganze Reichstag herzhaft gelacht, und nicht zum wenigsten die sozialdemokratische Ecke. Obwohl er den Redekampf mit der Sozialdemokratie geradezu suchte, ist er einer von den wenigen Ministern gewesen, denen ihre Presse beim Rücktritt Worte der Anerkennung nicht versagt hat. Dem Achtzigjährigen wird's ja nicht mehr schaden, wenn man angesichts einer beginnenden Legendenbildung daran erinnert.

Hier also war ein Mann, den alle, auch die Radikalen wenigstens noch verstanden, auch wo sie nicht seiner Meinung waren. Ihn hatte das Leben selbst, hatte der Kampf um die Reichseinheit erzogen. Aber schon er mußte gehen, weil er eine zeitgemäße Reform der militärischen Gerichtsbarkeit nicht durchsetzen konnte. Die letzten Möglichkeiten der Verständigung jedoch scheinen aufzuhören bei einem Geschlecht, das von den Schmerzen, worunter das Reich geboren wurde, nur mehr vom Hörensagen weiß. Bürger und Militär aber können sich erst wieder verstehen lernen, wenn sie sich finden in gemeinsamer Achtung vor dem Ganzen, an das sie als dienende Glieder angeschlossen sind: vor dem Reich und seinen verfassungsmäßigen Einrichtungen. Wo soll die Achtung herkommen, wenn man vom Reiche nicht viel mehr weiß, als daß der oberste Kriegsherr auch seinen ersten Beamten ernennt und entläßt? Beim Bürger ist die Ahnungslosigkeit in der Verfassungskunde schlimm, beim Offizier ist sie zehnmal schlimmer. Denn was beim Bürger eine Ausnahme bildet, ist beim Offizier die Regel: schon in jungen Jahren ist er verantwortlich für das Wohl und Wehe anderer, hat er unter Umständen Gewalt über Leben und Tod anderer Menschen. Ist es da wirklich eine so lächerliche Forderung, daß bei der Ausbildung zum Offizier wenigstens eine Ahnung vermittelt werde von den Lebensbedingungen des staatlichen Gebildes, um dessentwillen das deutsche Heer da ist? Und wenn dadurch nur das weitverbreitete Vorurteil eingeschränkt würde, das Deutsche Reich sei nur um der Armee willen da, es wäre schon ein, wenn auch bescheidener Gewinn. Staatsrechtliche Vorlesungen auf der Kriegsakademie tun's freilich nicht, dieser Teil der Ausbildung muß auch schon früher anfangen, auf der Kriegsschule, ja, warum nicht auf der Kadettenanstalt? Ein bloßes Pauken nach Schema F wird freilich nicht viel nützen, und ohne einen entsprechenden Rückhalt im bürgerlichen Unterricht würde letzten Endes alles in der Luft schweben. Aber es ist ja nicht ganz ausgeschlossen, daß ein Kultusminister — es muß nicht gerade Herr v. Trott sein — noch einmal die Entdeckung macht, daß seinem Amt nicht nur die Pflege „guter" Gesinnung obliegt, sondern daß ihm von Deutschlands Zukunft der wertvollste Teil anvertraut ist.

Paul Harms.

Die Entspannung in Konstantinopel.

Türkische Zugeständnisse an Rußland?

(Telegramme unserer Korrespondenten.)

Paris, 24. Dezember.

Von zwei verschiedenen Seiten wird heute mitgeteilt, daß zwischen Rußland und der Türkei über die deutsche Militärmission ein besonderes Abkommen getroffen worden sein soll. Danach sollen General Liman v. Sanders und seine Mitarbeiter in Konstantinopel bleiben, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sein Kommando in dem Augenblick beendigt sei, wo die Türkei in kriegerische Operationen mit irgendeiner Macht verwickelt würde. Der deutsche General hätte dann in der Türkei ungefähr eine ähnliche Funktion die General Gedoux in Griechenland. Anderen Meldungen zufolge soll die Türkei in diesem Abkommen auch die absolute Handelsfreiheit in der Meerenge garantiert haben, selbst im Falle eines Krieges dürfe sie keine Seeminen in der Meerenge auslegen lassen. (?)

Konstantinopel, 24. Dezember.

Der offiziöse „Jeune Turc" bestätigt heute in einem inspirierten Leitartikel, daß in der Frage der Militärmission eine Entspannung eingetreten ist. Das Blatt berichtet, der Großwesir habe in einer langen Unterredung mit dem russischen Botschafter, die man falsch gedeutet habe, alle Mißverständnisse zerstreuen können. Andererseits sei eine Einigung mit dem französischen Botschafter erfolgt. Die normale Erledigung aller schwebenden Verhandlungen sei nunmehr gesichert.

Die Reisen der verschiedenen der unterwegs befindlichen türkischen Politiker interessieren hier vorzugsweise stark, entbehren aber, wie mir versichert wird, der Bedeutung, die ihnen sogar von hiesigen Finanzkreisen beigelegt wird. Dschawid, der heute hier erwartet wird, soll, wie schon angekündigt, vielleicht Finanzminister werden, da Rifaat wegen Krankheit zur Demission entschlossen ist. Dschawid kehrt aber jedenfalls im Januar wieder nach Berlin zurück. Rifaat wird in Wien ärztlich behandelt, Osman Nisami verbringt die Festtage bei seiner Familie in Nizza und Senator Ahmed Rifa wird nach Paris reisen, um seine Beziehungen zu den französischen Politikern im Interesse einer Beschleunigung der Anleihe aufzufrischen.

Petersburg, 24. Dezember.

Die Gerüchte, daß der Rücktritt des russischen Botschafters in Konstantinopel v. Giers bevorstehe, werden im Ministerium des Auswärtigen als falsch bezeichnet. Ihr Entstehen wird auf ein jüngst vom Botschafter eingereichtes Urlaubsgesuch zurückgeführt, das vom Ministerium unter dem ausdrücklichen Zusatz bewilligt wurde, daß er den Urlaub antreten könne, sobald die politische Lage solches zulasse. Hier weiß man noch nicht, wann Giers diesen Urlaub antreten wird, jedoch ist bestimmt, daß ihn der Botschaftsrat Bukkewitsch bis zu seiner Rückkehr vertreten wird. An

Weihnacht — ?

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Block.

Gibt es überhaupt noch ein Weihnachtsfest, oder ist es gleich anderen guten Dingen auch schon aus der Mode gekommen? Wer die Schaufenster mit dem Prunk ihrer Festgeschenke ansieht und zwischen den Tannenbäumen dahin wandelt, die Straßen und Plätze als Wälder verkleiden, der wird allerdings zu der Ansicht neigen, daß wenigstens das Festliche des Gebens und die Freude am Lichterglanz der Christbäume noch beständen. Jedoch, das sind schließlich äußere Dinge, mit denen man nicht die tiefe Freude zurückbringen kann, die in früheren Jahren schon das Wort Weihnacht bei allen hervorrief — sogar bei den Harten und Klugen. Man hat gut davon reden, daß wir älter werden und daß Weihnachten ein Fest der Kinder sei. Es stimmt doch nicht ganz: auch die Kinder sind blasierter geworden, und nur die ganz kleinen klatschen noch die Händchen vor dem leuchtenden Baum zusammen, der für die älteren schon ein Gegenstand der Kritik ist — „Lehmanns ihrer dreht sich!" — und für die Onkel und die Tanten eine — nicht sehr herausschende! — Zimmerdekoration.

Was waren das für Zeiten, als wirklich noch der Knecht Ruprecht auf Erden umging und in seinem Sack Geschenke und Zuckerwerk für artige Kinder und Ruten für die unartigen heranschleppte! Vierzehn Tage vor dem Fest schon begann die Vorfreude in der Familie. Da wurden Netze aus Silberpapier geschnitten und Äpfel und Nüsse vergoldet, und durch das Haus zog der Duft von Pfefferkuchen und Marzipan. Die Literatur der Wunschzettel wuchs mächtig an; und was das alles für Wünsche waren —! Ich denke an einen kleinen Jungen, der auf das ausgerissene Blatt des Diariums ein ganzes Schloß aufschrieb mit einem Wald davor und einem Teich, in dem Schwäne schwimmen, und „mit Riesen und Rittern drin, und Unkas war ein Held aus den Lederstrumpfgeschichten) muß auch dabei sein" und vorn im Schloß einen Saal mit vielen, vielen Büchern . . . Das war natürlich ein ganz dummer Junge, aber es war doch sehr nett, daß er noch glaubte, so etwas könne man sich zu Weihnachten wünschen. Heute würde jeder zehnjährige Gentleman über solche Naivität erhaben lächeln.

Ach, und welch ein köstliches Geheimnis umgab zu jener Zeit noch den Tannenbaum! Daß einer aufgestellt wurde, das wußten wir ja, trotz der Versicherung der Eltern, diesmal seien die Zeiten zu schlecht oder die Bäume dürften nicht abgeschnitten werden, oder unartige Kinder verdienten keinen Tannenbaum. Na, ja, unartige Kinder vor Weihnachten —! „Gibt's ja gar nicht!" würden heute die kleinen Berliner sagen; und wenn es doch vorgekommen sein sollte, daß Kinder auch einmal kurz vor Weihnachten unartig gewesen wären: dazu ist ja das Christfest gemacht, um allen Eltern und allen Menschen überhaupt einmal so recht eindringlich den Sinn für Liebe und Vergebung zu schärfen. Der Baum würde da sein, das war also sicher. Wie er aber ins Haus geschmuggelt würde, und wie er geschmückt sein sollte — das war eine Aufgabe für die Neugier. Da wurde durch Fenster geschielt und in dunklen Verstecken gelauert und Türen schlugen vor neugierigen Nasen zu, und in Umnassen weißen und braunen Papiers lagen mitten in diesem seligen Geheimnis noch viele andere geheimnisvolle Dinge umher, die sich, o Seligkeit, bald enthüllen mußten. Diese Sicherheit der Erwartung hat etwas Tiefes und Schönes, nicht nur für Kinder. Sie gibt das Seltenste für uns Menschen: Erfüllung auf Erden. Es ist ein hübscher Gedanke für uns sehnsüchtige Menschen, daß wir ganz genau wissen, etwas, das wir ahnen, worauf wir uns freuen, muß ganz genau an einem bestimmten Tage, zu einer bestimmten Stunde vor uns erscheinen ohne daß, wie sonst immer im Leben, irgend etwas dazwischen kommt. Das gibt es nur zu Weihnachten — und wenn es freilich auch zu Weihnachten an Enttäuschungen und an Trauer nicht fehlt, so werden diese bitteren Dinge doch wenigstens den Kindern an diesem Tage erspart. Das fühlten wir vor dreißig Jahren, auch wenn wir noch nicht so dachten. Und dann kam der Abend. Wie schön war es, im verdunkelten Zimmer zu warten und zu spüren, wie durch die Spalten der Tür aus der verschlossenen guten Stube immer helleres Licht aufblitzte, wie es da drinnen knisterte und flüsterte, wie ein zarter Duft von Wald in die niedrige Stube drang — und wie dann auf einmal die Glocke erklang und die Tür aufsprang und mitten in der Stube stand der Weihnachtsbaum mit seiner bunten und süßen Last. . . .

Gibt es das heute noch wirklich? Gibt es noch den alten Jungengesellen, der sich allein sein Bäumchen aufstellt, oder die alte Tante, die ihrem Mops zum Fest eine Wurst mit blauem Bande verehrt? Ich wünschte, es gäbe noch solche lieben Leute, und es gäbe auch noch die anderen Weihnachtsgestalten, die verschwunden sind, seitdem das Gemüt ironisch mit dem „I" geschrieben und die „Stimmung" als blöder Kitsch zwischen Gänsefüßchen gedruckt wird: den frierenden, aber vergnügten Jungen mit den brummenden Waldteufeln und das Mädchen im karierten Umschlagtuch, das die Schäfchen „fürn Dreier" verkauft, und die Künstler mit den aufgepappten Modellierbogen und die guten alten Pyramiden, die Tannenbäume imitieren sollen, und die dicken Frauen hinter den Wannen mit Festkarpfen und — nun, und die ganze Welt von damals!

Heute ist es ja viel schöner. Wir haben Weihnachten mit Kaviar und Austern und Truthühnern (Turkeys sagt Berlin W) und Mistelzweige und ein Fest mit elektrischem Betrieb, das sich jeder nach Bedarf in beliebiger Preislage herstellen kann. Nur die Freude haben wir nicht mehr, und, was noch trauriger ist, nicht mehr die Freude an der Freude.

Wie das Wetter zu Weihnachten sich geändert hat — vom weißen harten Schnee, der unter den Füßen knirschte, in einen unbehaglichen Matschmorast —, so ist auch unsere Freude etwas matschig geworden, vermischt mit allen möglichen Dingen, die nicht zum Fest gehören: den täglichen Sorgen um das Leben, das immer schwerer wird, dem üblen Vorgeschmack von Genüssen, die die Nerven ärgern und den Magen verderben, den Abscheu vor lästigen Verpflichtungen, dem Wunsch, daß „es" erst vorüber wäre. . . .

Zu pessimistisch —? Ach nein, ich spreche leider von einer Tatsache, die sich nach der Art der Menschen jedem verschieden zum Bewußtsein bringt, die aber jeder Großstädter von heute mehr oder weniger empfindet und mit der wir uns abfinden müssen. Je festlicher unsere Alltagsvergnügungen sich gestaltet haben (oder vielmehr, je festlicher wir sie — zuweilen mit komischem Zwang — zu gestalten versuchen), desto weniger sind wir der Freude fähig geworden an den seltenen, den wahren Festen.

Wer es mit den Menschen gut meint, soll ihnen wünschen, daß sie wieder empfinden lernen, was in dem Worte „Weihnacht" alles verborgen ist. Nur die das heute noch vermögen, ohne über sich selber zu lächeln, die feiern in Wahrheit eine selige Weihnacht.

Künstler oder Scharlatane?

Von [Nachdruck verboten.]

Friedrich Krantz, Petersburg.

Von Hermann Nothnagel, dem großen Mediziner, stammt das schöne Wort, daß ein guter Arzt auch ein guter Mensch sein müsse. Dieses Wort läßt sich wohl auf jeden Beruf anwenden, ganz besonders aber auf den Beruf des Künstlers. Künstler ist kein Beruf im gutbürgerlichen Sinne des Wortes. Künstler ist das personifizierte Gewissen der Menge. Wenn der Mob gedankenlos das Goethesche „Greift nur hinein ins volle Menschenleben!" zitiert, so wird gewöhnlich das nachfolgende: „ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt" übergangen. Hier liegt aber gerade das Wesentliche. Die Masse lebt ihr Leben und kennt es nicht. Der Künstler sagt es ihr